

„Vergesst die Gastfreundschaft nicht“

Predigt zu Gen 18,1–14 / Hebr. 13,2

*Antoniterkirche Köln, zum ACK-Neujahrsgottesdienst am 26.01.2020,
Andreas Krebs*

„Fühlen Sie sich wie zu Hause“. Sie kennen diese Höflichkeitsfloskel: Die Gastgeberin will mir einen freundlichen Empfang bereiten, es soll mir gut gehen, ich soll die Zurückhaltung aufgeben, einfach da sein und genießen. Mich wie zu Hause fühlen. Aber ist die Floskel eigentlich erst gemeint? So *richtig* ernst? Soll ich jetzt meinen Anzug gegen eine Jogginghose tauschen, ein Bier aus dem Kühlschrank der Gastgeberin holen, mich aufs Sofa werfen und die Füße hochlegen? Ich jedenfalls tue solche Dinge, wenn ich zu Hause bin und mich wirklich zu Hause fühle. Doch natürlich weiß ich, dass sich in fremdem Hause solches nicht gehört. Und die Gastgeberin wiederum rechnet damit, dass ich die unausgesprochene Regel kenne, sie keinesfalls beim Wort zu nehmen, wenn sie sagt: „Fühlen Sie sich wie zu Hause“. Vielleicht käme ihr der Satz sonst gar nicht über die Lippen.

Genau besehen, ist der Satz nämlich ziemlich abgründig. Er drückt genau das aus, was man als Gastgeber am allerwenigsten möchte. Der Gast ist, wenn man die Sache ehrlich betrachtet, auch eine mögliche Bedrohung. Ich gebe ihm Zugang zu meinem Raum, der ausgefüllt ist mit dem, was mir gefällt und was mir lieb ist. Und vielleicht hält er gerade mein liebstes Stück für eine abscheuliche Geschmacklosigkeit. Er würde es gerne wegtun, damit es sein Auge nicht beleidigt. Die Möbel, findet er vielleicht, sind unpraktisch aufgestellt. Und es stimmt, gehören sie nicht längst schon umgeräumt? Und müsste nicht überhaupt mal wieder gründlich geputzt werden? Ein Gast, der

sich wirklich bei mir zu Hause fühlte, würde womöglich nicht nur ein Bier aus dem Kühlschrank holen. Er würde reinemachen, alles umkremeln, er würde den ganzen Plunder hinauswerfen – und am Ende auch mich selbst. Dann wäre mein Zuhause zu seinem geworden.

Das ist im Tiefsten die Angst, die den Gastgeber vor dem Gast heimsucht. Wenn man sich das klarmacht, klingt das so harmlose „Fühlen Sie sich wie zu Hause“ auf einmal wie eine Beschwörung, die das Befürchtete ausspricht, um es auf diese Weise abzuwenden. In Wahrheit will ich nämlich, dass der Gast die Aufforderung *nicht* befolgt, sondern mir *mein* Zuhause *lässt*. In Wahrheit werde ich ihn in die Schranken weisen, wenn er bestimmte Grenzen übertritt. Im äußersten Falle setze ich ihn vor die Tür. Unbedingt ist meine Gastfreundschaft keineswegs.

Natürlich, wir alle freuen uns auch über Gäste! Wie einsam, wie trostlos wäre mein zu Hause, käme keiner vorbei, der mir Gesellschaft leistete, Neuigkeiten hätte, frischen Wind hereinbrächte! Aber das Geschehen zwischen Gastgeber und Gast ist heikel, potenziell schön und potenziell gefährlich, ein Balanceakt, eine komplizierte Angelegenheit. So versteht man, warum der Autor des Hebräerbriefts zur Gastfreundschaft *ermahnt*. Eine Selbstverständlichkeit war sie offenbar früher ebenso wenig wie heute. „Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“

*

Mit dieser Mahnung erinnert der Hebräerbrief an die alte Geschichte von Abraham, der zur Zeit der Mittagshitze am Zelteingang sitzt, wahrscheinlich in

sich gekehrt, halb im Schlaf. Da erscheinen drei geheimnisvolle Fremde, und Abraham bietet sofort seine Gastfreundschaft an. Zunächst spricht er nur von Wasser und einem Stück Brot, dem Mindesten, was an Hilfsbereitschaft in der prallen Wüstensonne zu erwarten ist. Dann aber geht er hin und schlachtet sein bestes Kalb, setzt den Fremden sogar Milch und Butter vor. Die Fremden essen genüsslich davon, während Abraham nur stehen bleibt und ihnen zuschaut – als wäre er nicht Hausherr, sondern Diener. *Wir* erwarten, dass ein Gast sich eben nicht wie zu Hause fühlt, sondern dem Gastgeber Bereitschaft zur Unterordnung und für alle Zuwendung Dankbarkeit zeigt. Abraham hingegen ordnet *sich* den *Gästen* unter – so sehr, dass er von seinen eigenen köstlichen Speisen keinen Bissen zu sich nimmt. Wenn man zudem an das immer zweideutige, auch mit Gefahr verbundene Verhältnis zwischen Gast und Gastgeber denkt, dann verwundert noch mehr, dass Abraham noch nicht einmal die Namen der Fremden erfragt. Er prüft nicht, ob sie einen guten oder schlechten Leumund haben, erforscht nicht ihr Woher und Wohin, ergründet nicht ihre Pläne. Wie es aussieht, bekümmert es ihn nicht, ob sie als Freunde oder Feinde kommen. Abraham versichert und schützt sich nicht, und er tischt den Fremden gleich selbst das Beste auf, das er besitzt. Seine Gastfreundschaft scheint bedingungslos. Der französische Philosoph Jacques Derrida spricht von „unbedingter“, das heißt: durch keine Bedingung eingeschränkter Gastfreundschaft. „Unbedingte Gastfreundschaft“, so Derrida, besteht darin, „dass ich mein Zuhause öffne, und nicht nur dem Fremden, sondern auch dem Unbekannten, absolut Anderen ‚Statt gebe‘, ohne von ihm eine Gegenseitigkeit zu verlangen oder ihn nach seinem Namen zu fragen.“

In dieser „unbedingten Gastfreundschaft“ liegt etwas Überschießendes, Nicht-Abwägendes, Nicht-Berechnendes. Sie vertraut darauf, dass der so Beschenkte

sich nicht gegen mich wenden wird, dass meine überbordende Freundlichkeit – im Gegenteil – die Freundlichkeit des Gastes reizen und erwecken wird. Das ist zweifellos riskant, und illusionslos muss man sagen, dass es auch misslingen kann. Bei Abraham aber geht es gut. Aus den drei Fremden wird plötzlich *einer*, und durch diesen Einen – einen Boten, einen Engel – spricht Gott selbst. Er erneuert die Verheißung der Nachkommenschaft, was bei Sarah ein ungläubiges Lachen auslöst; sie und Abraham sind doch schon hochbetagt. Doch bald wird Sarah *wieder* lachen – weil sie doch noch, gegen alle Erwartung, schwanger wird. Deshalb wird ihr Sohn „Jizchak“ heißen: „Der zum Lachen gebracht hat“. Ein Wunder, das Abraham erst ganz zu dem macht, wofür er bestimmt ist, nämlich zum „Vater vieler Völker“. Erst durch seine Gäste wird Abraham er selbst, erst durch die Fremden kommt er ganz bei sich an – oder um es mit Derrida zu sagen: „Er tritt dank des Besuchers bei sich ein, durch die Gnade seines Gastes“.

*

„Unbedingte Gastfreundschaft“ – ist das eine bloße Utopie? Vielleicht war das, was im spätsommerlichen Deutschland 2015 geschah, eine Form der unbedingten Gastfreundschaft: Die europäischen Außengrenzen waren plötzlich durchlässig, die Regierung hat Deutschland nicht abgeriegelt, und niemand, der kam, wurde nach seinem Namen gefragt. Eigentlich ein ungeheuerlicher Vorgang, und doch haben zahllose Menschen die Neuankömmlinge mit Jubel empfangen. Viele der erschöpften Fremden waren sichtlich überwältigt, und ich glaube ganz sicher, dass die meisten von ihnen diesen Moment nicht vergessen haben. Zahllose eingewanderte Mütter haben ihren neugeborenen Töchtern den Namen Angela gegeben, nach der Bundeskanzlerin, in deren Entscheidung sie

eine Geste der Menschlichkeit erblickten.

Wir wissen alle, dass es am Ende doch nicht ganz so einfach war. Bei den meisten lief es gut, sie arbeiten heute, sprechen unsere Sprache, gründen Familien, verbinden sich mit diesem Land. Aber es gibt auch Probleme, es gibt auch Menschen, die Gastfreundschaft missbrauchen. Zum Symbol dafür wurde die Kölner Silvesternacht 2016, im ganzen Land kam es zum Aufstieg der Rechtspopulisten, und Europa hat schnell die Grenzen wieder zugemacht. In Italien und in Griechenland leben Flüchtlinge in grauenhaften Lagern, und weiterhin ertrinken Flüchtende im Mittelmeer, zu Tausenden. Ich weiß, es gibt keine einfachen Antworten hierauf; da wirken tragische Verstrickungen, die oft grausame, schreckliche Folgen haben. Die meisten dieser Folgen aber erleiden nicht wir, sondern andere. Auch deshalb rebelliert alles in mir dagegen, die infernalischen Flüchtlingslager und das Massensterben im Mittelmeer als Normalität anzuerkennen. Was auch immer die Schwierigkeiten, was auch immer die unabsehbaren Folgen sind, *so* darf man mit Menschenleben *nicht* umgehen. Ich freue mich darüber, dass nun auch Kirchen Seenotrettungsschiffe schicken. Das ist ein Zeugnis, wie es gerade von Christen gefordert ist. Ich möchte mir auch nicht ausreden lassen, dass über dem herzlichen Willkommen, der unbedingten Gastlichkeit des Spätsommers 2015 ein Zauber lag, ein guter Geist, der ansteckend war und – oftmals im Kleinen, außerhalb des Blicks skandalverliebter Medien – viel Gutes bewirkt hat. Mancher, der sich um Flüchtlinge kümmerte, machte dabei eine überraschende Erfahrung: Indem er einem Fremden die eigene Heimat nahebrachte und jene des anderen kennenlernte, hat er sich auch selbst wieder neu mit dem eigenen Land, der eigenen Kultur auseinandergesetzt – und ist wieder neu und anders darin „heimisch“ geworden. Vielleicht ist es auch das, was Derrida meint, wenn er

sagt: Der Gastgeber „tritt dank des Besuchers bei sich ein, durch die Gnade seines Gastes“.

„Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“

*

Ich sprach eben vom christlichen Zeugnis, und das führt mich zur Frage der Ökumene. Viele, die heute hier sind, engagieren sich in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen oder schätzen ihre Arbeit. Bei dieser Gelegenheit darf man an den Gründungsimpuls der Ökumenischen Bewegung erinnern: die Einsicht nämlich, dass das Zeugnis der Christen beeinträchtigt und verdunkelt wird, solange unter ihnen selbst so viel Uneinigkeit und Zwietracht herrschen. Bei allen Fortschritten der letzten Jahrzehnte ist dieser Gründungsimpuls noch immer aktuell.

Ich meine, dass der Geist der Gastfreundschaft auch hier zu befreienden Perspektiven führt. Zwischen meiner Kirche, der Alt-Katholischen Kirche, und der Evangelischen Kirche in Deutschland gibt es seit 1985 ein Abkommen zur eucharistischen Gastfreundschaft. Wir heißen Christinnen und Christen der jeweils anderen Konfession am Tisch des Herrn willkommen. Dass so etwas mit einer Kirche katholischer Tradition schon seit einigen Jahrzehnten möglich ist, scheint vielen noch immer ungewöhnlich. Die alt-katholische Kirche hat auch Kritik dafür einstecken müssen. Und trotzdem verteidige ich die Entscheidung meiner Kirche. Ich möchte nicht ängstlich, ich möchte, wie Abraham, freigiebig und verschwenderisch sein, und ich freue mich daran, vom anderen ebenso

großzügig empfangen zu dürfen. Ich bin überzeugt, dass Gastfreundschaft ansteckt und den Anderen, was mir lieb ist, lieben lehrt; und dass der Andere mich wiederum mit Neuem, Unerwartetem beschenkt. Genau genommen sind ja auch gar nicht *wir* die Gastgeber von Eucharistie und Abendmahl. Christus lädt uns ein.

*

Liebe Schwestern und Brüder, ich wünsche uns weniger Angst, in der Ökumene, in der Gesellschaft, im Umgang miteinander. Angst ist nicht immer unbegründet, überall gibt es Probleme, und man muss über die Probleme sprechen. Ich rufe nicht zur Naivität auf, und ich weiß, dass es auch Gäste gibt, mit denen man böse Überraschungen erlebt. Aber am Ende soll uns die Angst nicht *bestimmen*. Am Ende sollte es immer wieder möglich sein, dass die Geste der Gastlichkeit die Angst überwindet, die Angst vor dem Fremden, dem Anderen, dem Unbekannten. Letztlich ist es nämlich so, dass ich *ohne* den Anderen das Eigene erst gar nicht finden kann. Die Angst hingegen – sie wird bestimmt die unverhofften Engel *nicht* erkennen.